

Nr. 201. Bromberg, den 5. September 1929.

Yussuf Khans Heirat.

Roman von Frank Heller.

(11. Fortsetzung.) ———

„Nun, wie ist es? Haben Sie Lust, sich das kleine Lokal des internationalen Feuerfresserklubs anzusehen?"

„Internationaler Feuerfresserklub?" wiederholte Allan. „Hat der Klub strenge Eintrittsbedingungen?"

„Überaus milde, wenn man von einem Klubmitglied vorgestellt wird. Sonst sehr strenge. Übrigens heißt der Klub nicht so. Das ist nur ein Kosename unter den Mitgliedern."

Allan erhob sich.

„Führen Sie mich in den Klub ein, wenn Sie wollen," sagte er. „Es wird mir ein großes Vergnügen sein, die Gepflogenheiten der Feuerfresser kennenzulernen."

Der Fremde rief dem Mann, der eben die Eingangstüre der Bar verriegelte, etwas zu. Der Barmann zog pfeifend eine Draperie zurück, die im Hintergrunde des Cafés hing, und einige Schritte weiter in einem Korridor erblickte Allan einen Aufzug. Der Fremde winkte ihm, vor ihm einzusteigen, und Allan tat es arglos. Als er später über die Abenteuer dieser Nacht nachdachte, wunderte es ihn am meisten, daß man nicht — aber der Leser wird noch früh genug Gelegenheit finden, seine Verwunderung zu teilen.

Der Fremde stieg nach ihm ein und drückte auf einen Knopf. Der Lift glitt hinauf, so überaus langsam, daß er noch die Lifts des Grand Hotel Hermitage bei weitem übertraf, und machte es Allan ganz unmöglich, zu beurteilen, wie hoch er hinaufging — er war mit mattgeschliffenen Glasscheiben versehen. Allan dachte jedoch im Augenblicke nicht daran, er dachte nämlich an etwas ganz anderes und wandte sich an seinen Begleiter:

„Verzeihen Sie mir, aber wie soll ich denn wieder hinauskommen? Die Bar schließt ja."

Der Fremde lachte.

„Dabei werde ich Ihnen schon behilflich sein. Es gibt einen anderen Ausgang. Nun sind wir da."

Der Fahrstuhl blieb so vorsichtig stehen, als hielte er vor einer Krankenwohnung. Der Fremde zog die mattgeschliffene Doppeltüre auf und schob Allan in eine große Vorhalle, deren Boden mit dicken Teppichen belegt war. Ein Diener in orientalischem Phantasiekostüm kam herbeigeeilt und verbeugte sich, als er Allans Begleiter erblickte, sehr tief.

„Die Loge Nummer fünf steht bereit, Sir," sagte er.

Das ist eigentümlich, dachte Allan, hat er die Loge schon vorher reserviert? Oder kommt er jeden Abend her?

Sein Begleiter hatte sich rasch zu dem Diener herabgebeugt und flüsterte ihm etwas zu. Der Diener erwiderte etwas, worauf der Schwarzhaarige einen Pfiff hören ließ.

„Schon in der Loge Nummer sechs?"

„Ja, Sir, sie sind vor einer halben Stunde gekommen."

„All right. Ist die Passage frei?"

„Ja, Sir."

Allans Begleiter drehte sich lächelnd zu ihm um.

„Entschuldigen Sie, wenn ich geheimnisvoll wirke," sagte er. „Ich habe mich nur nach einem Bekannten erkundigt."

„Sie müssen oft herkommen," sagte Allan, „da eine Loge für Sie reserviert ist."

„Ja, ich komme hie und da her. Wollen Sie nicht den Überrock ablegen? Es pflegt hier sehr warm zu sein."

Allan legte Rock und Hut ab und reichte sie dem Diener; sein Begleiter tat das gleiche und ging auf eine Türe zu, die einen vergoldeten Fünfer zeigte. Allan ging ihm nach, aber folgte halb unbewußt dem orientalisch gekleideten Diener mit dem Blick. Er sah ihn auf einen Knopf drücken, wobei die Türe zu einer Art Garderobe aufsprang, in der er die Überkleider unterbrachte, die er in Empfang genommen hatte. Rechts in der Garderobe sah Allan flüchtig eine halb geöffnete Türe mit einem schmalen Treppenaufgang dahinter. Alles dies nahm kaum drei Sekunden in Anspruch; aber wie es sich später zeigte, hing von diesen drei Sekunden der Ausgang der Abenteuer des Abends ab. Nun war er wieder an der Seite seines Begleiters. Dieser drehte sich lächelnd zu ihm um.

„Ich habe das Vergnügen, Sie in den Klub der internationalen Feuerfresser einzuführen," sagte er und öffnete die Türe, die die vergoldete Ziffer 5 zeigte. „Treten Sie ein!"

Allan trat vor ihm ein. Bei dem Anblick, der sich ihm bot, zuckte er erstaunt zusammen. Er hatte irgendein kleines Klublokal von halb zweideutiger Sorte erwartet, aber was er sah, war unleugbar etwas ganz anderes.

Die „Loge", in der er stand, war eine Art Mittelding zwischen gewöhnlicher Theaterloge und Tribüne — sie lag ein paar Fuß über dem Boden der großen Halle und war von dieser durch eine Rampe von flackernden Kerzenflammen getrennt, die der Halle zugekehrt waren. Die Beleuchtung der Loge kam von oben, aus einem Netz von Geißlerschen Röhren, durch die ein regenbogenschimmerndes Licht in feinen, lautlosen Fluten strömte. Die Wände waren ganz unter schweren Draperien verborgen. Es stand ein gedeckter Tisch da, mit Kuverts für zwei Personen. Der Tisch hätte jedoch reichlich Platz für sechs gehabt. Drei große Champagnerkühler auf hohen Silberfüßen standen daneben. Die Stühle waren durch orientalische Diwane ersetzt. — Auf der anderen Seite der beständig flackernden Lichtrampe lag ein großer Saal in groteskem Rokokostil mit einem mattgeschliffenen, durchsichtigen Glasboden. Die Beleuchtung kam von tief unten in rhythmischen Kaskaden von verschiedenfarbigen Lichtern, die aufwallten und erloschen und den Paaren, die dort drinnen tanzten — denn der Saal war offenbar als Tanzsaal gedacht — ein wunderliches Cachet der Unwirklichkeit gaben. Eine Menge Menschen, Herren und Damen in bunten Kostümen, morgen- und abendländischen, ethnographischen und rein phantastischen, weitwallenden und zuweilen mehr als leichten, bewegten sich über den regenbogenschimmernden Glasboden

zum Tackt einer Kapelle, die Allan schließlich am entferntesten Ende des Saales entdeckte. Diese Kapelle, in roten Mänteln, an jene erinnernd, mit denen die Inquisition ihre Opfer ausstaffierte, saß auf einer Art schwarzen Insel des leuchtenden Glasbodens. Das Ganze machte einen so verwirrenden Eindruck, daß Allan sich mit beiden Händen an den Kopf griff. War er wach? Wie konnte ein solches Lokal seinen Zugang durch das unscheinbare Loch in der Wand haben? Er wendete den Blick seinem Begleiter zu und fand, daß er ihn von einem der Diwane mit einem amüsierten Lächeln betrachtete.

„Das kleine Lokal der Feuerfresser macht Ihnen Eindruck?“ sagte er.

„Ich habe nie in meinem Leben etwas Ähnliches gesehen,“ sagte Allan wahrheitsgemäß. „Aber wie —“

„Keine Fragen, lieber Freund. Sie begreifen, ein Klub wie der unsrige ist exklusiv und will keine fremden Personen in seine Geheimnisse einweihen. Sie haben mich dort unten amüsiert, und es hat mich amüsiert, Ihnen einen kleinen Gegendienst zu erweisen. Aber keine Fragen!“

Allan verbeugte sich.

„Gestatten Sie,“ sagte er, zum zweitenmal tiefverwurzelten Trieben folgend, „daß ich mich vorstelle?“

„Ach, was ist ein Name! Lassen Sie mich Mirzl zu Ihnen sagen, wenn es schon eine Ansprache sein muß. Name ist Schall und Rauch. Setzen Sie sich und kosten Sie, was der Klub vermag. Trocken oder halbtrocken?“

„Trocken, danke,“ stammelte Allan und sank auf den Diwan gegenüber seinem wunderlichen Begleiter. Dieser fuhr fort:

„Ich weiß nicht, ob es Sie interessiert, aber ich kann mir Ihre Abenteuer mit Mirzl nicht aus dem Kopf schlagen. Würde es Sie amüsieren, ihre Lösung zu hören? Ich glaube, merken Sie wohl, glaube, daß ich sie gefunden habe.“

Allan riß die Augen auf und vergaß im Nu das wunderliche Lokal, in dem er sich befand, sowie die tanzende Schar draußen auf dem Glasboden.

„Sie glauben, Sie haben die Lösung?“

„Ach, eigentlich ist sie doch ganz naheliegend. Ich weiß nicht, ob Sie wissen, daß Mirzl vor acht Tagen in Berlin einen größeren Coup gemacht hat.“

„Man sagte es mir auf dem Polizeibureau in Köln. An dem Tage, bevor ich mit dem Expreß reiste. Hunderttausend Mark in irgendeinem Hotel des Westens, nicht wahr?“

„Auf jeden Fall gut siebzigtausend. Er war diesmal ein bißchen gar zu tollkühn gewesen. Er entkam gerade noch mit knapper Not, aber sein Gepäck mußte er im Stich lassen. Nun können Sie sich denken, daß er am liebsten aus Deutschland heraus wollte, und dabei wußte er, daß die Polizei überall Spione hatte. Seine Helfershelfer wagte er nicht aufzusuchen. Kam er an die Grenze und wollte sie ohne Gepäck passieren, war er sofort verdächtig und wurde hoppgenommen. Suchte er sich Gepäck von genügenden Dimensionen und entsprechender Qualität zu kaufen, so war sein Signalement so verbreitet, daß er höchstwahrscheinlich hängenblieb. Und der Boden brannte ihm unter den Füßen! Es handelte sich um Stunden. Er war im Auto nach Hamburg geflohen, er stieg ohne irgend einen Plan in den Expreß, traf Sie — und das übrige wissen Sie. Aber nachdem er einmal glücklich in London war, brauchte er Ihre Sachen nicht mehr. Und da er ein Freund von Exzentritäten ist, stellte er sie eben zurück. — Sie trinken nichts? Was sagen Sie zu meiner Erklärung?“

Allan starrte seinen Begleiter mit weit geöffneten Augen an. Das war wirklich ein Sherlock Holmes! Er hob sein Glas, um ihm seine Anerkennung auszusprechen, als eine Unterbrechung kam.

Die Draperien links begannen zu wogen, sie wallten auf und nieder wie ein Wasserspiegel bei einem Unterseebootangriff und teilten sich endlich. Jemand tauchte aus ihnen empor, wie Neptun aus den Fluten, taumelte ein paar Schritte in die Loge, wo Allan und sein Begleiter saßen, und blieb endlich auf ein paar nicht allzu festen Beinen mit dem Rücken gegen sie stehen, während er mit der einen Hand die Draperien festhielt, durch die er aufgetaucht war. Zu seinem Staunen merkte Allan, daß gar keine Wand zwischen den Logen war; die Draperien waren das einzige, was sie trennte. Offenbar waren sie schwer genug, um alle Laute zu dämpfen, wenn man sie ruhig hängen ließ, denn während er bisher keinen Ton aus der Nebenloge vernommen hatte, drang jetzt ein Stimmengewirr heraus. Aber was war denn das für ein ungebetener Gast? wollte er eben seinem Begleiter zurufen, als der Mann, der hereingetaumelt war, ihnen plötzlich das Gesicht zukehrte. Allans Ausruf sank zu einem Flüstern herab:

„Yussuf Khan! Der Maharadscha!“

Es war wirklich und unzweifelhaft der Maharadscha von Nasirabad, und ebenso zweifellos war es, daß dieser mohammedanische Herrscher an diesem Abend das Gebot des Propheten gröblich übertreten hatte: er war sichtlich das, was man in höflicher Sprache angeheitert nennt und wofür man in weniger höflicher Sprache eine Unzahl anderer Bezeichnungen hat. Es war jedenfalls offenbar, daß sein Schwips von der guten sanguinischen Sorte war. Jetzt wandte er sich mit einer vorsichtigen Kreisbewegung Allan und seinem Begleiter zu, machte ein feierliches Salaam und sagte mit Würde, wenn auch ein bißchen undeutlich:

„Edelgeborene Sahibs, ein armer Sohn eines toten Paria bittet euch um Entschuldigung ob dieses Eindringens in euer königliches Z—z—ze—l—“

Er kam nicht weiter. Die Anstrengung war zu groß gewesen. Er fiel sanft auf einen der Diwane und schloß seine Rede in sitzender Stellung ab:

„. . . Ze—zelt. Ich, Yussuf, der Sohn von tausend unwürdigen Vorvätern, bitte euch um Entschuldigung.“

Allans Begleiter hatte sich hastig erhoben und eine Champagnerflasche aus einem der silberfüßigen Kühler genommen.

„Yussuf, Sohn himmelgeborener Eltern, geruhe mit dem verächtlichsten der weißen Männer zu trinken.“

Er schenkte ein Glas ein, das der Maharadscha mit einem wohlwollenden, aber abwesenden Lächeln automatisch ergriff und austrank. Er blieb mit dem Glas in der Hand sitzen, als die purpurroten, gelbgeflammten Draperien zum zweitenmal zu wogen begannen, diesmal jedoch planmäßiger als früher, worauf ein graubärtiger Kopf im Turban (der Maharadscha hatte seinen verloren) sich in einer Spalte zeigte, so allmählich folgte sein Besitzer nach, der sich als der alte Hofdichter Ali entpuppte.

Er rief dem Maharadscha etwas zu, der nur mit einem Winken des Champagnerglases und einem herzlichen Lachen antwortete, worauf er sich wohlbehaglich seiner ganzen Länge nach auf dem Diwan ausstreckte. Der alte Hofdichter, der selbst in aufgeräumter Stimmung zu sein schien, zog die Draperie zurück und rief in die andere Loge hinein:

„Stanton Sahib, er hat sich hier drinnen zur Ruhe gelegt. Er weigert sich, meinen weisen guten Ratschlägen Gehör zu schenken.“

(Fortsetzung folgt.)

Karin.

Skizze von **Grete Massé.**

Christine Gadd hatte Svend den Verlobungsring zurückgegeben.

Aagestrup, der Hausierer, der gerade mit seinem Verkaufskasten auf den Hof gekommen war in der Meinung, so nahe vor der Hochzeit könne er hier einen vortrefflichen Handel abschließen, hatte noch gesehen, wie sie den goldenen Ring vom Finger der linken Hand gezerrt, wie er zwischen die zürnenden Brautleute fiel, eine reife Frucht vom Baume der Zwietracht. Christine wandte sich mit hochmütigem Gesicht ab und verließ unter energischem Schwenken ihres kurzen, bunten Rockes den Hof. Svend bückte sich, hob den Ring auf, blies mit spitzem Munde den Staub davon ab und steckte ihn in seine Westentasche.

Der Hausirer blickte bedauernd auf seine Waren. Da war man nun in der Mittagszeit über die Landstraße gezogen mit dürstendem Gaumen, die Sonne immer stehend im Genick, einem bepackten Dromedare gleich, das durch die Wüste trottet, und nun war man nutzlos gekommen. Die Glocken würden nicht zur Hochzeit von Svend und Christine läuten, und Aagestrup konnte mit seinem Päcken wieder ab-

ziehen, denn Svend war gewiß nicht in der Stimmung, auch nur eine Nähnadel zu kaufen.

Er wollte sich leise nach rückwärts verziehen, denn er hatte kein Verlangen danach, Leuten vor die Augen zu kommen, die in schlimmer Laune waren. Aber Svend blickte auf, als er den verschmähten Ring verstaute, gewahrte den Händler und winkte ihn zu sich heran.

„Lauter Weibertand, Bauer", stotterte Aagestrup mit seiner lispelnden Stimme. „Ihr könnt nichts davon gebrauchen, wenn es hier keine Hochzeit gibt . . ."

Svend schaute auf das Haus. Da waren die Türen offen und die Fenster. Frauen aus dem Dorfe scheuerten und schrubbten und banden Girlanden. In der Küche rührte man den Kuchenteig und hantierte mit riesigen Fleischstücken.

Svend sagte nichts. Er zog einen leeren Korb heran, der in der Nähe stand, löste den Tragriemen des Händlers und stülpte den ganzen Inhalt des Hausiererkastens hinein, daß Seidenes und Glitzerndes und Zwirnenes, Gehäkeltes und Geflochtenes durcheinander wirbelten.

Svend zog aus seiner Tasche die großen Talerstücke und warf sie dem Händler zu. „Hier **wird** es eine Hochzeit geben. Am Sonntag hole ich mir beim Tanz eine Braut", rief er so laut, daß es jeder hören konnte, der wollte.

Aagestrup schien es jetzt nicht ganz geheuer. Schnell wie ein Wiesel machte er sich davon. In einiger Entfernung blickte er noch einmal zurück. Da stand Svend breitbeinig auf seiner Väter Hof. Eine wuchtige Gestalt, ährenfarbenes Haar über einem kantigen, großen Gesicht, Fäuste wie ein Schmied.

Svend stand da wie ein Mensch, den nichts umwerfen kann. Kein Neid und keine Tat der Menschen. —

Die Girlanden waren wirklich noch frisch, die Kuchen mürbe und die großen Stücke des Schlachtviehs tadellos, als Svend Hochzeit hielt mit Karin Fleuron. Karin, groß, knochig und mit sonnverbrannter Haut, sah in ihrem kostbaren, starrenden Brautstaat noch häßlicher aus als sonst. Der Gang zur Kirche war für sie ein Spießrutenlaufen. Am liebsten wäre sie geflüchtet, waldwärts wie ein Wild, das man verfolgt. Aber der große Svend hielt mit seiner starken Faust die Hand der häßlichen Karin Fleuron fest. Da hob sie, seinen Willen zu ehren, den Kopf hoch und trug ihn aufrecht unter ihrer bebänderten Brautkrone. Aber in den Knien fühlte sie sich schwach, und der Stolz, mit dem sie einherschritt, war erkünstelt. —

Karin hätte es nun gut haben können. Sie besaß den schönsten und stärksten Mann des Landstrichs, viel Felder und viel Vieh; das Korn türmte sich hoch in ihren Scheunen. Svend begegnete ihr mit Achtung und herzlicher Liebe. Die Armen segneten sie, denn die Bäuerin teilte reichlich aus an jeden, der der Hilfe bedürftig war.

Aber Karin blieb ohne Glück. Für sie wichen nicht die Schatten, die sie über der Sonne sah. Daheim, auf ihres Vaters Hof, hatte sie viel gesungen. Aber hier, in der neuen Heimat, tat Karin es nie, obwohl Svend sie manchmal darum bat. Sie konnte nicht singen, wenn in der Kehle die Angst saß. Denn sie war sich darüber klar, ihr Glück müsse über kurz oder lang zerspringen, wie Glas zerspringt, wenn es niederfällt. Es war unmöglich, daß Svend die Ehe mit ihr voll heiligen Ernstes geschlossen. Er hatte es nur getan, um an Christine Gadd Rache zu nehmen. Aber eines Tages würde die Rache gesättigt sein und sein Herz sich zusammenkrampfen vor Sehnsucht nach der Wunderschönen, deren Haar hell war wie Flachs und deren Haut nicht dunkler als die weiße Feder des Schwans.

Es blieb Karin nicht verborgen, daß Christine alles daran setzte, Svend zu gewinnen. Sie hatte viele Verwandte, die ihr zu willen waren und die sich von ihr beherrschen ließen, weil ihre große Schönheit sie entzückte. Die wußten sich Svend in den Weg zu stellen und die Erinnerung an Christine wach zu rufen. Karin erfuhr, daß sie es auf alle Arten versuchten, ihn mit der einstigen Braut wieder zusammen zu bringen. Sie berichteten, wie sehr Christine sich gräme und alle Freier abweise um seinetwillen. Schließlich wußten sie es sogar so zu wenden, daß Svend sich schuldig fühlen mußte, denn niemals hätte er, der Ältere, den kindischen Trotzeinfall der jungen Christine als unabänderlichen Entschluß auffassen dürfen, sondern darüber lächeln müssen wie über den törichten Einfall eines Kindes, dem man nur Zeit zu lassen brauche, damit es zur Vernunft und Einsicht komme. Statt dessen sei er, der treulose Svend, auf den Tanzboden gegangen, habe mit der Nächststehenden die ganze Nacht durchtanzt und Hochzeit gemacht, bevor sich vernünftige Leute ins Mittel legen konnten, um den Zwist des Brautpaares zu beseitigen.

Karin erfuhr von diesen Dingen. Es gab immer irgend ein altes Weiblein, das von ihr Wohltaten empfing, oder einen Knecht, dem sie eine Wunde verbunden, oder sonst einen Menschen, dem sie das Herz erfreut hatte. Alle diese Leute meinten ihr zu nützen, wenn sie ihr solche Gespräche hinterbrachten. Karin ließ sich nichts anmerken; aber wenn sie allein war, ging sie zum Spiegel, betrachtete sich und wünschte, sie wäre tot, damit der schöne und strahlende Svend nicht mit einer so häßlichen Person belastet sei.

Es gab eine große Hochzeit im Dorfe, zu der alle eingeladen waren, die im Umkreis Heim und Besitz hatten. Karin erfuhr von der Schneiderin, daß Christine geschworen, an jenem Tage werde sie sich Svend zurück erobern. Als Karin das schöne Mädchen auf dem Hochzeitsfeste sah, hätte sie sich am liebsten aus Scham über ihre eigene Häßlichkeit verkrochen. Christine hatte grüne Bänder durch ihr blondes Haar geflochten und trug grüne Schuhe an den schmalen Füßen. Eine goldene Kette, an der jede kleine Platte kunstvoll gehämmert war, umschloß ihren weißen Hals, und lange Gehänge blitzten an ihren Ohren. In ihren Augen brannte der Triumph darüber, daß sich die Augen aller Männer ihr zuwendeten. Als der Tanz begann, stahl sich Karin aus dem Saal. Svend und Christine im Tanz, Christine, eng an Svend geschmiegt — das wollte sie nicht mit ansehen. Die Nacht war dunkel. Aber Karin fand doch den Weg zum See. Sie löste von den Kähnen den leichtesten und ruderte auf die weite Wasserfläche. Sie schloß die Augen, um nicht immer das schönste Paar zu sehen: Christinens flatternde grüne Seidenbänder ringelten sich um Svend und banden ihn wie mit Ketten. In Karins Ohren war ein Geläut, als erklängen die Hochzeitsglocken für Christine und Svend, dessen ertrunkene Frau man soeben begraben.

Plötzlich hörte Karin das Rauschen, mit dem ein zweiter Kahn die Wogen durchschnitt. Wer verfolgte sie? Wer wollte sie zurückholen, um sie zu zwingen anzusehen, wie Christine Gadd sich den Bräutigam zurückholte? Sie ruderte, daß die Arme schmerzten. Aber das verfolgende Boot holte sie ein und glitt rasch neben das ihre. Sie sprang auf, sich in den See zu stürzen. Doch ein fester Arm griff nach ihr und hob sie hinüber in das andere Boot. Und Svend sprach: „Wir sind Mann und Weib. Nichts kann uns trennen, solange wir leben. Merke es dir endlich, Karin!" —

Von diesem Tage an sang die Bäuerin, wie sie daheim auf ihres Vaters Hof gesungen. Wer vorüber ging, blieb stehen, denn selten hörte man eine Stimme, die wie diese ganz gesättigt war von Glück und Lebensmut.

Christine Gadd verschwand für immer aus der Gegend, früher noch als Svend von seinem Weibe der Sohn und Erbe geboren wurde.

Kugelkäs'.

Skizze von **Paul Renovanz**.

Die Nacht war im Schwinden. Perlmuttern löste sich der Morgen aus Dunst und Frühe, als die „Stella de las Republicas", das brasilianische Flaggschiff, langsam vorrückte. Die Strömung des La Plata, der hier bei Montevideo den Ozean ungestüm erreicht, hob die gepanzerte Brust der Fregatte, lief gluckend die Kiellinie hinab und verrann in grünen, glasierten Wellen gleich dem zärtlichen Schleppengeriesel eines Frauengewandes im Heckwasser.

Allein zärtlich war der Schiffsbemannung durchaus nicht zumute. Nun donnerte schon der erste Schuß und rasierte der „Santa Maria" säuberlich die Flagge mit den vier blauen Balken aus dem Topp.

Teufel! wie ging das zu? Die „Santa Maria", einer der beiden Kreuzer, die neben einem Kanonenboot und zwei Avisos den stolzen Bestand der uruguayischen Kriegsflotte bildeten und zwischen Salto und Paysandu den Küstenschutz auszuüben hatten, war in Nacht und Nebel von der „Stella de las Republicas" aufgespürt.

Eine verzwickte Sachlage. Noch war die Kriegserklärung nicht erfolgt. Die Regierung von Uruguay hatte sich ledig-

lich erlaubt, die Intervention Brasiliens, das sich raubhungrig anheischig machte, zwischen den feindlichen Brüdern, den Gauchos und den Estanceros, zu vermitteln, für eine Störung des Gleichgewichts der La Plata-Staaten zu erklären. Die Antwort gaben die Kanonen.

Vor unangenehmen Tatsachen schwamm die „Santa Maria"; das war wohl nicht zu leugnen. Indessen focht sie das wenig an. Hurtig schlüpfte die Besatzung in die Geschütztürme, richtete, visierte, und — rumms! — da sauste die erste Breiteseite dem Stern der Republiken in das geehrte Takelwerk. Sie lavierten, die Herren Gegner, avancierten und retournierten, und das Ganze wäre einem braven und ungelenken Contre-Tanz nicht unähnlich gewesen, hätte man beiderseits auf Feuerblitz und Knallgetöse friedlich verzichtet.

Daran war nun freilich nicht zu denken. Vielmehr: je höher die tropische Sonne das Firmament erklomm, um so hitziger entbrannte das Verlangen, den anderen auf den Grund zu schicken.

Dafür wiederum hatte die allgütige Vorsehung kein Verständnis. Wie es nichts auf dieser nicht gar so garstigen Welt gibt, das keinen besonderen Zweck zu erfüllen hätte, also zeitigte bei diesem ins Maritime übersetzten, tosenden Duell das Temperament ein verblüffendes, ein wunderbar harmonisches Ergebnis: Die beiden südlich ungezügelten Kontrahenten schossen in ihrem mörderischen Eifer durchweg zu hoch. Etliche Kratzer oberhalb der Kiellinie setzten die Manövrierfähigkeit der Schiffe gewiß nicht herab. Wohl aber konnte der Augenblick nicht ausbleiben, wo es für die Achtzehnpfünder nichts mehr zu tun gab. Dann sah die Sache schlimmer aus. Und dieser Augenblick trat auf der „Santa Maria" ein. —

Bestürzt gewahrte der Leutnant Manoel Cuestas die Ebbe in der Pulverkammer. In seinem bedrängten Knabenherzen stammelte er ein Stoßgebet zum Himmel — allein die Rohre schwiegen.

Um so lauter wetterte droben auf der Kommandobrücke der Kapitän: „Teufel! Habe ich Feuerpause befohlen? Schießt, Burschen, daß die Fetzen fliegen. Leutnant! Was gibts?"

„Verloren, Don Maximo. Die Kugeln sind verschossen."

„Seid Ihr des Teufels? Den weißen Lappen hissen? Dann schon verrecken!"

Die „Stella de las Republicas" sprühte Feuergarben.

„Santa madre", murmelte Don Manoel. „Der Mast zerbirst."

„Haben wir wenigstens noch Pulver?" brüllte Maximo Tajes. „Steht nicht wie verzaubert, Cuestas! Pulver, he?"

„Pulver? Gewiß. Mehr als genug. Was nützt uns Pulver, Capitano, wenn die Kugeln fehlen?"

„Und hatten wir nicht gestern abend einen scheußlich harten holländischen Kugelkäse?"

„Ich biß wie auf Granit."

„Und ich zerbrach mein Messer daran. Wieviel davon ist da?"

„Mehr als drei Dutzend, Capitano."

„Ob die wohl in die Rohre gehen?"

„Himmel!" schrie da verzückt Cuestas und stürzte in Fluchten die Stiege hinab. „Sie passen, Don Maximo!" jauchzte er zurück. „Ich richte selbst." —

Drüben auf der „Stella de las Republicas" standen sie wie vom Donner gerührt. Das flederte schwer wie Krähenflügelschlag heran. Klatschte auf die Planken. Riß vom Kartenhaus das Dach. In tausend kleine Stücke sprang das Geschoß. Sprühte weißlich über das Deck ... glitschig, zähe, fest. Das nächste traf den Admiral — Baretto hieß der Brave — an der Schulter, brachte ihn wie einen naßen Sack zu Fall. Zwei Matrosen wurden gleich darauf für tot davon getragen.

Und wieder, immer wieder das harte, verdammte Krachen unter Rindensplitterhagel. Einer gellte nervös: „Schrapnells! Das ist infam und gegen alles Völkerrecht."

Und Schuß um Schuß. Unbeirrt, mit kühler Hand gezielt. Da schlug der Admiral die Augen auf. Winkte jemand zu sich heran, der ratlos etwas zwischen Fingern zerrieb. „Zeig' her!"

„Mein Admiral", stotterte der beklommen. Brennende Röte überzog im selben Augenblick das Offiziersgesicht: „Pfui Teufel, wie gemein! Die schießen ja mit — Käse."

Doch Klatsch auf Klatsch — und wieder anderthalb Verwundete.

„Schluß!" tobte Barreto. „Mit solchem Pack legt man keine Ehre ein . . ." Er fauchte durchs Sprachrohr in die Maschine und dampfte davon.

Verloren das Treffen, das sich so glorreich, so billig glorreich anließ.

Stumm und verloren auch die Matrosen.

Drei Käsekugeln, die letzten, polterten hinterdrein. Über und über war das Schiff mit zementiertem Quark bedeckt. Mancher nahm solch ein „Sprengstück" in den Mund, nagte daran und — verzehrte es . . . schweigend, wie vor den Kopf geschlagen.

So fuhr die erniedrigte „Stella de las Republicas", groteskes Geisterschiff, am 12. Oktober 1864 durch den funkelnden, unermeßlichen Ozean. Und ihre Last war Scham und Schweigen.



Bunte Chronik



*** Die Liebe durchbricht Kerkerwände.** Im Rathaus von Marboz wurde eingebrochen. Die rührige Polizei machte die Einbrecher ausfindig, und die Übeltäter wurden verhaftet. Die bürgerliche Ehre der Sünder war hin, aber die Liebe ihrer Bräute blieb ihnen erhalten. Drei der Gefangenen baten um die Erlaubnis, heiraten zu dürfen, und ihr Wunsch wurde prompt erfüllt. Der feierliche Akt der Eheschließung fand im Bourger Standesamt statt. Die Einbrecher kamen, mit Handschellen versehen, unter schärfster Bewachung dahin. Im Saal nahm man ihnen die Fesseln ab, um sie nach der vollzogenen Trauung wieder anzulegen. Kein störender Zwischenfall entweihte das eigenartige Fest. Auch der vierte Gefangene feiert nächste Woche seine Hochzeit. Die Herren haben also vorgesorgt, auch nach der Verbüßung ihrer Strafe ihre „Freiheit" nicht wieder zu erlangen.

*

*** Die Kaukasier werden zahm.** Man kann sich die Bewohner der wilden Kaukasusländer schwer ohne den breiten Gürtel denken, in dem die landesüblichen Messer und Dolche in erstaunlichen Mengen zu stecken pflegen. Damit soll es nun aber in naher Zukunft auch vorbei sein. Wenigstens macht sich in Dagestan seit einiger Zeit eine „Anti-Dolch-Bewegung" geltend, welche die uralte Sitte der Bergbewohner energisch bekämpft. Das Dorf Werschny Tjir-Jurt hat den Anfang gemacht; alle seine Bewohner haben auf die geliebten Dolche verzichtet. Ihr Beispiel fand in der Umgegend bereits Nachahmung, und die Bewegung dehnt sich immer weiter aus; sie hat angeblich bereits den Erfolg gehabt, daß die früher sehr hohe Zahl der Körperverletzungen und Morde — denn den Kaukasusbewohnern sitzt der Dolch sehr lose im Gürtel — erheblich zurückgegangen ist. Lange Gesichter machen nur die Waffenschmiede und -händler, die ihr Geschäft zum Untergang verurteilt sehen.

*

*** Fernsprechglücksnummern in Japan.** Hat jemand in Japan sich einen Fernsprechanschluß zugelegt, so wird ihm nach Fertigstellung der Anlage und Zahlung der Gebühr ganz wie bei uns eine Nummer zugeteilt. Oft sagt nun diese Nummer dem Teilnehmer aus diesem oder jenem Grunde nicht zu. Alsdann hat er die Möglichkeit, sich durch Mittelspersonen, eine Art amtlich zugelassener Makler, eine Nummer nach seinem Geschmack geben zu lassen. Diese Makler haben eine ganze Anzahl freier Anschlußnummern auf Vorrat und treiben damit einen lebhaften Handel, der als durchaus zulässig angesehen wird. Es versteht sich von selbst, daß solche Nummern, die abergläubischen Gemütern als glückbringend gelten, besonders teuer bezahlt werden. Es sind Fälle bekannt, wo ein Makler für eine hervorragend „gute" Nummer bis zu 15 000 Mark erhielt. — Die „Acht" gilt als besonders vorteilhaft, ebenso die Zahl „357". Die Rolle unserer „13" als Unglückszahl spielt dagegen bei den Japanern die „42", die Zahl des Todes. Auch die „49" ist eine böse Nummer, die man mit Vorliebe den — Polizeiwachen zuteilt.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.